

五

BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh
Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

George Sand

Ein Winter auf Mallorca

Aus dem Französischen
neu übersetzt und herausgegeben
von Hermann Lindner

Mit zahlreichen zeitgenössischen Bildern

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
Mit freundlicher Genehmigung
der dtv Verlagsgesellschaft, München
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Für diese Ausgabe: © Büchergilde Gutenberg, 2020
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Einbandgestaltung: Clara Scheffler
unter Verwendung des Motivs *Mallorca Soller Balearische Inseln*
© akg-images / arkivi (Ausschnitt)
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7632-7219-8

Inhalt

Vorwort 7

Brief eines heimgekehrten Reisenden
an einen häuslichen Freund 13

Ein Winter auf Mallorca

Teil I 23

Teil II 93

Teil III 179

Die Geschichte meines Lebens – Auszug
›Der Winter auf Mallorca‹ 313

ANHANG

Nachwort 331

Editorische Notiz 351

Zu Leben und Werk 355

Anmerkungen 359

Bildhinweise 379

Vorwort
von Julia Finkernagel

George Sand – da sind wir uns wohl einig – war eine emanzipierte, coole Socke und ihrer Zeit weit voraus. Nicht nur benutzte sie einen männlichen Künstlernamen, trug Männerkleidung und rauchte Zigarre, sie war auch alleinerziehend und geschieden – und gönnte sich den einen oder anderen Lover aus der Pariser Salonzene, einmal sogar einen weiblichen. Oh, welcher Skandal im Frankreich des 19. Jahrhunderts!

Mallorca – da sind wir uns sicher ebenfalls einig – kann man sich ohne sonnenverbrannte Pauschaltouristen, Hotelburgen und Eimersaufen kaum vorstellen. Und doch: Wer das Hinterland Mallorcas besucht und die Reisezeit clever wählt, der kann es sich nicht nur vorstellen, der kann das sogar heute noch erleben.

Frédéric Chopin – wieder setze ich Einigkeit voraus – war einer der größten und gefühvollsten Komponisten seiner Zeit und hat Werke geschaffen, in deren Melodien man seine Seele und seinen Schmerz fühlen kann. Er war jedoch sein Leben lang von Krankheit geplagt und starb früh an Tuberkulose.

Was passiert nun also, wenn all das zusammenkommt? George Sand bricht mit ihren beiden Kindern im November 1838 über eine neue Fährverbindung von Barcelona aus auf, in der Hoffnung, auf Mallorca einen milden Winter zu erleben, ihren Teenagersohn von seinem Rheuma genesen zu sehen, etwas später die Mandelblüte zu genießen und am liebsten gleich zwei, drei Jahre zu bleiben. Ganz nebenbei gedenkt sie ihre noch frische Liebesbeziehung mit Frédéric Chopin zu pflegen – der sich auch erhofft, im balearischen Klima zu besserer Gesundheit und neuer Kraft zu finden. Ohne spoilern zu wollen: Beider Wünsche sollen unerfüllt bleiben.

Nur ich amüsiere mich köstlich. Denn ich weiß aus eigener Erfahrung, dass vor allem die Reisen mit dem größten Katastrophenausmaß die leidenschaftlichsten Reiseberichte nach sich ziehen können und dass das Erlebte (nein, Überlebte!) – sobald man erst einmal wieder heile, warm und trocken zu Hause ist – das größte Unterhaltungspotenzial entwickeln kann. Je schlimmer die Tour, umso vergnüglicher der Bericht.

Mit George Sand erlebe ich eine solche Reise. Mallorca entwickelt sich nach kurzer Zeit zu einer echten Zumutung für die Autorin und ihre drei Schützlinge. Dasselbe empfinden umgekehrt aber auch die Mallorquiner für die merkwürdige Celebrity-Patchwork-Familie. So hat eben alles seine zwei Seiten. Zwar schwärmt George Sand später, als sie ihren missglückten (und mit der ersten Fähre nach dem Winter vorzeitig abgebrochenen) Aufenthalt angemessen verarbeitet hat, mit Leiden-

schaft von der Sinnlichkeit und Schönheit der Natur Mallorcas. Niemals will sie die atemberaubende Landschaft, verstörend schöne Naturerlebnisse, das Licht und das Wasser vergessen.

Doch genauso leidenschaftlich schimpft sie auch über das feindselige und unredliche Verhalten der Inselbewohner. Dabei hat sie genug Stress: das Kind krank, der Liebste auch – kränkelnde Männer können einem ja wirklich jeden Wellnessstrip versauern –, die Einheimischen zwar frommgläubig, aber ohne jede Nächstenliebe, das Essen zum Schütteln, die Unterkunft kalt und feucht, der Herbergsvater ein Abzocker ... und immerzu dieser Regen! Die Sintflut für jede gute Urlaubsstimmung.

Doch was macht George Sand? Das Beste draus! Aus der Pension geflogen? Etwas Neues finden! Die kleinen, feuchtkalten Zellen im Kloster Valdemossa richtet sie für sich und ihre Reisegruppe gemütlich her. Kümmert sich mit ihren Kindern liebevoll um Chopin, erkundet mit Sohn und Tochter stundenweise die Insel, während der todkranke Komponist unter anderem die Regentropfen-Prélude komponiert. Bei einem dieser Ausflüge fragt George Sand ein einheimisches Mädchen nach dem Weg und wird eine kurze Wanderung später mit einem sagenhaften Ausblick auf das Meer belohnt. Meine Recherchen ergeben: Das muss über dem heutigen Port Valdemossa oder der Bucht von Deia gewesen sein – jene Flecken Mallorcas, die auch mir wegen ihrer Schönheit und Romantik die Schuhe ausziehen.

George Sands Orte sind heute noch auffindbar, und ihre Resilienz sollte zum Nachahmen anregen, sollte sich die Urlaubsrealität mal nicht so gestalten wie ursprünglich erträumt.

All das wird in diesem Buch übrigens besonders gut verständlich: Erstens weil George Sands Generalabrechnung mit Mallorca hier in eine aktuelle Sprache übersetzt wurde und zweitens weil im Anhang Auszüge aus ihrer später verfassten Autobiografie enthalten sind, die sich auf die misslungene Reise beziehen. Erst darin erwähnt sie ihren dritten Schützling, Frédéric Chopin, namentlich.

Man sollte Milde walten lassen, wenn sich George Sand so gar nicht auf die einheimische Kultur einlassen will, sondern in ihrer nachträglichen Rezension so etwas wie »fünf Sterne – aber nur für die wunderschöne Natur« vergibt. Die Mallorquiner haben jedenfalls Großmut und Humor bewiesen, indem sie George Sand zu einer »Tochter der Insel« gekürt haben.

Mit diesem Augenzwinkern dürfen Sie nun loslegen – viel Spaß beim Lesen!



Zeichnung von George Sand mit Anmerkung

»George livrée aux léviathans et Rollinat plongé dans
l'abrutissement de la capillomanie«

(»Während George mit den Ungeheuern ringt,
spielt Rollinat unentwegt stumpfsinnig mit der Haarsträhne«)

Brief
eines heimgekehrten Reisenden
an einen häuslichen Freund

Stubenhocker, der du aus Pflichtgefühl nun einmal bist, mein lieber François, glaubst du, ich meinerseits hätte, angetrieben vom stolzen und launenhaften Steckenpferd, unabhängig zu leben, kein leidenschaftlicheres Vergnügen auf dieser Welt gekannt, als Meere und Gebirge, Seen und Täler zu durchqueren. Wenn dem nur so wäre! Meine schönsten, meine genussvollsten Reisen, die habe ich am Kamin gemacht, mit den Füßen in der noch warmen Asche und die Ellenbogen aufgestützt auf die verschlissenen Armlehnen des Lehnstuhls meiner Großmutter. Ich bin mir sicher, dass du selbst genauso angenehme und tausendmal poetischere Reisen machst: Deshalb rate ich dir, weder deine Zeit noch deine Mühen, weder deine Schweißausbrüche in den Tropen noch deine Erfrierungen an den Füßen auf den schneebedeckten Ebenen des Pols, auch nicht die schrecklichen Meeresstürme oder die Überfälle von Räubern, keine der Gefahren, keine der Beschwerlichkeiten allzu sehr zu missen, denen du in deiner Phantasie Abend für Abend mit den Pantoffeln an den Füßen die Stirn bietest, ohne

Schlimmeres zu riskieren als ein paar von Zigarrenglut ins Futter deines Wamses gebrannte Flecken.

Um dich damit zu versöhnen, dass dir die wirkliche Welt und die körperliche Fortbewegung nicht vergönnt sind, übersende ich dir den Bericht von meiner letzten Reise, die mich aus Frankreich hinausgeführt hat, und ich bin mir ganz sicher, dass du mich dafür mehr bedauern als beneiden und zum Schluss kommen wirst, dass einige wenige Augenblicke der Bewunderung und ein paar Stunden des Entzückens ein zu hoher Preis für die vielen Widrigkeiten dieser Reise waren.

Dieser Bericht, dessen Niederschrift schon im letzten Jahr erfolgte, hat mir seitens der Bevölkerung von Mallorca eine höchst wütende und zugleich reichlich komische Schmähschrift eingetragen. Zu meinem Leidwesen ist sie zu lang, um im Anschluss an meinen eigenen Text abgedruckt zu werden; denn der Stil, in dem sie abgefasst ist und die ›charmanten‹ Vorwürfe, die mir darin gemacht werden, wären bestens geeignet, meine Aussagen über die Gastfreundschaft, den Geschmack und die Zuvorkommenheit der Mallorquiner im Umgang mit Ausländern zu belegen. Das ergäbe ein Beweisstück, das sich sehen lassen könnte; aber wer wäre schon imstande, es bis zum Ende zu lesen? Und überdies, so eitel und dumm es ist, Komplimente, die einem gemacht werden, zu verbreiten, wie viel eitler und dümmer wäre es wohl, in Zeiten wie diesen Beleidigungen, deren Opfer man geworden ist, auch noch unter die Leute zu bringen?

Ich erspare dir also den Wortlaut dieses Pamphlets, und um dir zu demonstrieren, wie naiv die Einwohner Mallorcas sind, beschränke ich mich anstelle weiterer Details auf den Hinweis, dass, nachdem sie meinen Reisebericht gelesen hatten, sich die gewitztesten Rechtsanwälte von Palma, es sollen deren vierzig sein, zusammentaten, um unter gemeinsamer Aufbietung ihrer geballten Intelligenz eine schreckliche Schmähschrift wider die *unmoralische Schriftstellerin* zu Papier zu bringen, die sich die Freiheit genommen hatte, sich über ihre Gewinnsucht und ihre fürsorglichen Bemühungen in Sachen Schweinezucht lustig zu machen. Mit Fug und Recht dürfen wir also, nach einem Diktum des *Anderen* sagen, dass diese vierzig zusammen nicht mehr Verstand im Kopf hatten als vier.

Nun denn, Friede sei mit diesen Herrschaften, die sich derart über mich erregen mochten; sie hatten nun Zeit genug, sich wieder zu beruhigen, und ich meinerseits hatte ausreichend Muße, um ihre Art und Weise, zu handeln, zu reden und zu schreiben, zu vergessen. Von den Bewohnern dieser schönen Insel sind mir nur fünf oder sechs erinnerlich geblieben, deren freundlicher Empfang und deren liebenswürdiges Verhalten uns gegenüber sich mir als unauslöschliche Entschädigung und als pure Wohltat des Schicksals eingepägt haben. Wenn ich ihre Namen nicht genannt habe, so liegt das nur daran, dass ich mich nicht für so wichtig halte, sie als Zeichen meiner Dankbarkeit ausdrücklich einzeln ehren und hervorheben zu müssen; aber ich bin mir sicher –

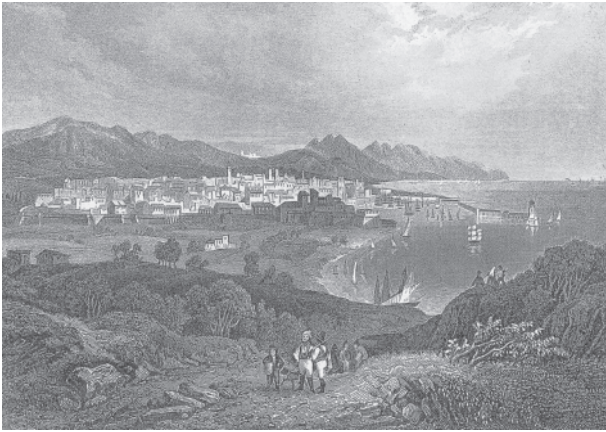
und ich meine es im Laufe meines Berichts hinreichend deutlich gemacht zu haben —, dass auch sie mich in freundschaftlicher Erinnerung behalten haben, was sie daran hindern wird, sich als Teil meiner herablassenden Spötteleien zu begreifen und an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle für sie zu zweifeln.

Über Barcelona, wo wir immerhin einige reich gefüllte Tage vor der Überfahrt nach Mallorca verbrachten, habe ich dir noch nichts näher berichtet. Die See-reise von Port-Vendres nach Barcelona, bei schönem Wetter und auf einem tüchtigen Dampfschiff, ist eine bezaubernde Spazierfahrt. An der Küste von Katalonien fanden wir erstmals das Frühlingslüftchen wieder, das wir im November in Nîmes eingeatmet hatten, das uns aber in Perpignan verlassen hatte; auf Mallorca erwartete uns stattdessen die Hitze des Sommers. In Barcelona kühlte eine frische Brise vom Meer her die hell strahlende Sonne auf erträgliches Maß herunter und putzte die weiten Horizonte, die in der Ferne von teils kahlen schwarzen, teils von schneeweißen Gipfeln eingerahmt waren, frei von jeder Wolke. Wir machten einen Ausflug ins Hinterland, nicht ohne dass die gutmütigen kleinen andalusischen Pferde, die unser Gefährt zogen, vorher ausgiebig mit Hafer versorgt worden waren, damit sie uns, wären wir unterwegs auf übles Gesindel gestoßen, flugs wieder zurück unter die Mauern der Zitadelle hätten bringen können.

Du weißt, dass zu jener Zeit (1838) Aufständische in kleinen Gruppen das ganze Land unsicher mach-



Port-Vendres



Barcelona



Straßenszene in Barcelona (M.S.)

ten, Straßen sperrten, in Städte und Dörfer, ja sogar in kleinste Anwesen eindringen und die Opfer mit Lösegeldforderungen unter Druck setzten; sie suchten in herrschaftlichen Häusern, die eine halbe Meile außerhalb der Stadt lagen, Unterschlupf und überfielen dann aus dem Hinterhalt eines Felsens die Durchreisenden mit der Drohung ›Geld oder Leben‹.

Wir wagten uns dennoch mehrere Meilen von der Küste weg und trafen nur auf Gruppen von *Cristinos*, die talwärts unterwegs nach Barcelona waren. Uns wurde gesagt, dass das die schönsten Truppen von ganz Spanien seien: Es waren jedenfalls recht hübsche Kerle, und dafür dass sie wohl in einem kriegerischen Einsatz waren, in halbwegs ordentlicher Aufmachung. Aber Menschen

und Tiere waren so mager, die Männer hatten ein so gelbliches und abgezehrttes Gesicht, die Pferde trugen ihre Köpfe so niedrig und waren an ihren Flanken so hohl, dass ihnen anzumerken war, wie ausgehungert sie alle waren.

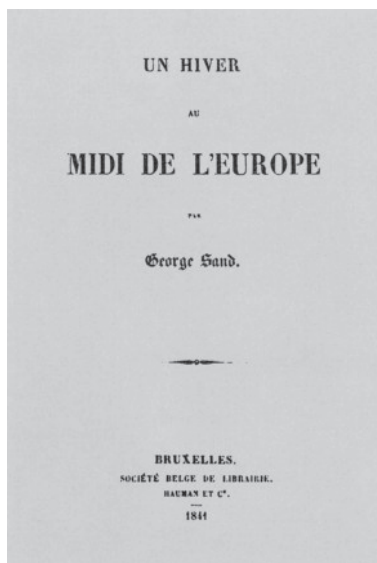
Ein noch traurigeres Schauspiel waren die um die kleinsten Weiler und vor den Toren der ärmsten Hütten errichteten Befestigungen: ein kleiner Wall aus aufgeschichteten Steinen, ein Turm mit Zinnen, so groß und so dick wie ein Stück Nougat vor jedem Stadttor, oder kleine Mäuerchen mit Schießscharten um die Dächer herum, bezeugten, dass kein Bewohner dieser reichen Landschaft glaubte, in Sicherheit zu leben. An nicht wenigen Stellen trugen diese kleinen, stark beschädigten Befestigungsanlagen frische Spuren von Angriff und Verteidigung.

Hatte man dann die massiven und riesigen Befestigungsanlagen von Barcelona durchquert, diese Unzahl von Toren, Zugbrücken, Ausfalltoren und Wällen, so verriet nichts mehr, dass man sich in einer Stadt befand, die unter dem Vorzeichen des Kriegs lebte. Hinter einem dreifachen Schutzwall aus Kanonen und vom Rest Spaniens durch die Räuberei und den Bürgerkrieg abgetrennt, flanierten die jungen Leute aus den reichen Familien auf der *Rambla*, einer lang gezogenen, von Bäumen und Häusern umrahmten Allee nach Art unserer Boulevards, im Sonnenschein, und die Frauen, schön, anmutig und voller Koketterie, hatten keine größeren Sorgen, als sich um den richtigen Faltenwurf ihrer Mantilla und das Spiel ihrer Fächer zu kümmern. Die Män-

ner, ganz mit ihren Zigarren beschäftigt, lachten, plauderten, musterten verstohlen die Damen, unterhielten sich über die italienische Oper und schienen nicht die geringste Ahnung von dem zu haben, was sich jenseits ihrer Stadtmauern abspielte. Aber wenn dann die Nacht hereingebrochen war, die Oper zu Ende, die Gitarren aufgeräumt, und die Stadt nur noch den Kontrollgängen der *Serenos* überlassen blieb, da waren neben dem monotonen Rauschen des Meeres nur noch die unheimlichen Rufe der Wachen zu hören, und dazu noch unheimlichere Schüsse, die in unregelmäßigen Abständen knatterten, mal verstreut, mal in schnellen Salven, an verschiedenen Stellen, mal mit System, dann wieder scheinbar spontan, mal in der Ferne, dann plötzlich ganz nah, bis schließlich der nächste Morgen heraufzog. Die ganze Stadt fiel für eine Stunde lang oder zwei dann endlich in völlige Stille, und ihre Bewohner schienen tief und fest zu schlafen, während der Hafen schon wieder zu neuem Leben erwachte und das Völkchen der Matrosen anfang, sich dort herumzutreiben.

Wäre man zu den Zeiten des Müßiggangs und Flanierens auf die Idee gekommen, jemanden zu fragen, was es denn mit diesen seltsamen und angsteinflößenden Geräuschen der Nacht auf sich hat, hätte der Gefragte lächelnd darauf versetzt, dass dies niemanden etwas angehe und es auch nicht sonderlich klug sei, darüber nähere Erkundigungen anstellen zu wollen.

Ein Winter
auf Mallorca



Teil 1

Kapitel 1

Zwei englische Reisende auf ihrer Grand Tour entdeckten, glaube ich, vor etwa fünfzig Jahren das Tal von Chamonix; so jedenfalls bezeugt es eine Inschrift, die einem Felsblock am Einstieg zum Gletscher mit dem Namen *Mer de Glace* eingeritzt ist.

Der Anspruch auf Entdeckung wirkt etwas hochgegriffen, wenn man die geographische Lage dieses Tals bedenkt, ist aber immerhin bis zu einem gewissen Grade berechtigt, waren es doch diese Reisenden, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe, die als Erste die Dichter und Maler auf diese romantischen Plätze hingewiesen haben, wo Byron sich zu seinem bewundernswürdigen *Manfred*-Drama hat inspirieren lassen.

Für die elegante Gesellschaft und die Künstler ist die Schweiz im Grunde genommen erst im vorigen Jahrhundert in Mode gekommen. Jean-Jacques Rousseau ist so etwas wie der Christoph Kolumbus der Alpenpoesie, und wie Monsieur de Chateaubriand treffend bemerkt hat, ist er in unserem Kulturbereich als der Vater der Romantik anzusehen.

Wenn mir auch nicht wie Jean-Jacques der Ehrentitel der Unsterblichkeit gebührt, so habe ich auf der Suche

nach der möglicherweise mir zustehenden Auszeichnung erkannt, dass ich mich vielleicht mit einer ähnlichen Ruhmestat schmücken könnte wie die beiden Engländer vom Tal von Chamonix, nämlich für mich die Ehre beanspruchen zu dürfen, die Insel von Mallorca entdeckt zu haben. Aber man ist ja heutzutage so anspruchsvoll geworden, dass es mitnichten ausgereicht hätte, meinen Namen in einen Felsen dieser Baleareninsel einzumeißeln. Hierfür hätte ich schon eine weitgehend präzise Beschreibung oder zumindest einen ziemlich poetischen Bericht über meine Reise liefern müssen, um anderen Lust auf eine Tour dorthin zu machen; aber nachdem ich mich während meines Aufenthalts in diesem Land nicht gerade in einem Zustand ekstatischer Begeisterung befand, verzichtete ich auf den Ruhm meiner Entdeckung und verewigte sie weder in Granit noch auf dem Papier.

Hätte ich diesen Text unter dem Einfluss all der Kümernisse und Unannehmlichkeiten verfasst, die mir damals widerfahren, wäre es mir unmöglich gewesen, mich dieser Entdeckung zu rühmen, denn jeder hätte mir am Ende des Buches entgegengehalten, hierfür habe es wahrlich nicht den geringsten Anlass gegeben. Und dennoch – Grund zum Rühmen gab es sehr wohl, heute habe ich den Mut, das zu behaupten; denn für die Maler ist Mallorca eines der allerschönsten Gefilde, die es auf der Welt gibt, und eines der am wenigsten bekannten dazu. Wo lediglich pittoreske Schönheiten zu beschreiben sind, erweist sich die literarische Wiedergabe als so armselig und unzulänglich, dass ich nicht im Traum

daran dachte, mich damit abzugeben. Um den Reiseliebhabern die großartigen und anmutigen Seiten der Natur zu offenbaren, bedarf es des Stifts und der Radiernadel des Zeichners.

Wenn ich heute die lähmende Fessel meiner Erinnerungen dennoch von mir abschüttle, so liegt das daran, dass ich kürzlich eines Morgens auf meinem Tisch einen hübschen Bildband fand mit dem Titel:

Erinnerungen an eine Kunstreise auf die Insel Mallorca
von J.-B. Laurens.

Das war eine wahre Freude für mich, Mallorca mit seinen Palmen, seinen Aloesträuchern, seinen arabischen Bauwerken und seinen griechischen Trachten wiederzufinden. Ich erkannte alle Orte und Plätze mit ihrem poetischen Kolorit wieder, und ich gewann alle meine Eindrücke zurück, die – wie mir schien – schon ziemlich verblasst waren. Da war keine einzige Ruine, kein Busch, der in mir nicht eine ganze Palette von Erinnerungen auslöste, wie man heute so sagt; und das gab mir die Kraft, wenn schon nicht meine eigenen Erlebnisse zu erzählen so doch wenigstens die Reise von Laurens, eines intelligenten und emsigen, so temperamentvollen wie gewissenhaften Künstlers wiederzugeben; keinem anderen als ihm gebührt die Ehre, die ich mir angemaßt hatte, nämlich der Entdecker der Insel von Mallorca zu sein.

Diese Reise von Monsieur Laurens ins Herz des Mittelmeers, an Strände, wo das Meer mitunter ebenso we-

nig gastfreundlich ist wie die Bewohner der Insel, ist von größerem Verdienst als der Ausflug unserer zwei Engländer zum Montanvert. Wenn es aber die europäische Zivilisation dazu brächte, die Zöllner und Gendarmen, diese leibhaftigen Wahrzeichen des Misstrauens und der Abneigung zwischen den Nationen, abzuschaffen, wenn überdies die Dampfschiffahrt eine direkte Route von uns hin zu diesen Gestaden einrichten könnte, würde Mallorca binnen kurzer Zeit in große Konkurrenz zur Schweiz treten; man könnte dann genauso schnell dorthin reisen und würde dort ebenso anmutig-schöne wie eigenartig-erhabene, großartige Landschaften vorfinden, die der Malerei neue Motive liefern würden.

Beim heutigen Stand der Dinge kann ich diese Reise allerdings nur solchen Künstlern guten Gewissens anraten, die über eine robuste körperliche Verfassung und viel Begeisterung verfügen. Es wird wohl der Tag kommen, an dem auch zartere Gemüter, ja sogar hübsche Frauenzimmer in der Lage sein werden, ohne mehr Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten nach Palma zu fahren als heutzutage nach Genf.

Laurens, der Monsieur Taylor lange bei der künstlerischen Aufarbeitung der alten Kunstdenkmäler Frankreichs unterstützte und nunmehr freischaffend arbeitet, hat letztes Jahr den Plan gefasst, die Balearen zu besuchen, über die er vorher so wenig Bescheid wusste, dass er nach eigenem Geständnis mit schlimmem Herzklopfen seinen Fuß auf dieses Ufer setzte, weil er Angst hatte, seine goldenen Träume könnten enttäuscht werden. Aber was er

dort suchte, fand er tatsächlich, und alle seine Hoffnungen wurden erfüllt; denn, ich wiederhole es, Mallorca ist das Dorado der Malerei. Alles dort ist pittoresk, von der Hütte des Bauern, der noch in den bescheidensten Bauwerken die Tradition des arabischen Stils aufbewahrt hat, bis hin zum Kind, das in seinem *grandiosen Schmutz* herrlich aussieht, wie Heinrich Heine über die Frauen vom Veroneser Gemüsemarkt sagt. Mit einer reicheren Vegetation als die meisten Zonen Afrikas, machen Weite, Ruhe und Einfachheit den Charakter dieser Landschaft aus. Sie ist das grüne Helvetien unter dem Himmel Kalabriens, mit der Feierlichkeit und der Stille des Orients.

In der Schweiz verleihen der allgegenwärtige Gebirgsbach und die unablässig über den Himmel ziehende Wolke allen Dingen den Anschein ewig-unruhiger Farbigkeit und damit gewissermaßen eine immerwährende Bewegtheit, deren Wiedergabe der Malerei nicht immer gelingt. Die Natur scheint sich dort über den Künstler lustig zu machen. Auf Mallorca hingegen scheint sie ihn zu erwarten, um ihm ein huldvoller Gastgeber zu sein. Dort nimmt die Natur zwar stolze und bizarre Formen an, aber sie entfaltet nicht diesen überbordend-chaotischen Luxus, unter dem die Linien der Schweizer Landschaft nur allzu oft verschwinden. Der Bergkamm zeichnet seine Konturen messerscharf auf einen glitzernden Himmel; die Palme beugt sich ohne äußere Einwirkung über die Abgründe, ohne dass die launehafte Brise ihre majestätische Haarpracht durcheinanderbringt, und bis hin zum bescheidensten verkrüppel-

ten Kaktus am Wegesrand scheint hier alles mit einer Art von leichter Protzigkeit zu keinem anderen Zweck dazustehen, als dass sich das menschliche Auge daran erfreue.

Zunächst werden wir vor allem eine knappe Beschreibung der großen Baleareninsel geben, so nach Art eines für ein Geographie-Lexikon üblichen Artikels. Das ist gar nicht so leicht, wie man vielleicht denkt, erst recht dann, wenn man versucht, seine Informationen vor Ort zu bekommen. Die Vorsicht des Spaniers und das Misstrauen des Insulaners sind dort so weit getrieben, dass ein Ausländer, wenn er nicht für einen politischen Spitzel gehalten werden will, sich hüten muss, irgendjemandem auf der Straße auch nur die harmloseste Frage zu stellen. Der brave Monsieur Laurens, der sich die Freiheit genommen hatte, von einer Burgruine, die ihm gefiel, eine kleine Skizze anzufertigen, wurde vom misstrauischen Gouverneur kurzerhand unter dem Vorwurf ins Gefängnis gesteckt, den Grundriss seiner Festungsanlage aufzuzeichnen.*

* »Die einzige Sache, die an diesem Ufer meine Aufmerksamkeit erregte, war ein heruntergekommenes dunkelockerfarbenes Gebäude, das von einer Kaktushecke umzäunt war. Das war das *Castillo* von Söller. Kaum hatte ich meine Zeichnung halbwegs fertiggestellt, da fielen schon vier Individuen über mich her, deren Miene Furcht einflößen sollte, aber doch eher lächerlich wirkte. Ich wurde bezichtigt, mir wider die Gesetze des Königreichs durch Zeichnung den Grundriss einer Festung zu verschaffen. Sie wurde im nächsten Moment auch schon zu meinem Gefängnis.

Ich verfügte bei Weitem nicht über ausreichende Kenntnisse in der spanischen Sprache, um diesen Leuten erläutern zu können,



Das Kastell von Sóller

wie absurd ihr Vorgehen war. Es bedurfte des Eingreifens des französischen Konsuls von Sóller, und obwohl er sich der Sache schnellstmöglich annahm, blieb ich nicht weniger als drei fürchterliche Stunden gefangen, in der Hand von Señor *Sei-Dedos*, dem Gouverneur der Burg, einem veritablen Drachen der Hesperiden. Von Zeit zu Zeit überkam mich die Versuchung, diesen lächerlichen Drachen in seiner läppischen militärischen Aufmachung vom Felsen dieser Bastion ins Meer zu stürzen; aber jedes Mal gelang es seinem Blick, meine Wut wieder zu entschärfen. Hätte ich über das Talent von Charlet verfügt, so hätte ich meine Zeit damit zugebracht, meinen Herrn Gouverneur, der ein ideales Muster für eine Karikatur abgab, eingehend zu studieren. Und im Übrigen sah ich ihm seine geradezu verblendete Hingabe an das Staatswohl gern nach. Es war ganz natürlich, dass dieser arme Wicht, der keinen anderen Zeitvertreib kannte, als seine Zigarre zu paffen und dabei aufs Meer zu schauen, die Gelegenheit zur Abwechslung ergriff, die sich ihm in meiner Person bot. So kehrte ich schließlich doch nach Sóller zurück und hatte großen Spaß an dem Gedanken, für einen Feind des Vaterlands und der Verfassung gehalten worden zu sein.« (*Erinnerungen an eine Kunstreise auf die Insel Mallorca*, von J.-B. Laurens)

So hat denn unser Reisender, im Bemühen sein Zeichenheft nicht ausschließlich in den Gefängnissen des Staates auf Mallorca vollenden zu müssen, wohlweislich darauf verzichtet, andere Auskünfte zu erbitten als solche über bestimmte Bergpfade und andere Dokumente zu befragen als herumliegende Ruinenreste. Nach viermonatigem Aufenthalt auf Mallorca wäre ich meinerseits nicht weiter vorangekommen als er, wenn ich nicht das bescheidene Informationsmaterial konsultiert hätte, das uns über diese Region schriftlich vorliegt. Aber da fingen meine Unsicherheiten schon an; denn diese Werke, allesamt älteren Datums, widersprechen sich untereinander derart und – je nach Mentalität der Reisenden – heben sich teils auf, teils verunglimpfen sie sich gegenseitig so großspurig, dass man nicht umhinkommt, manche dieser Ungenauigkeiten klarzustellen, auf die Gefahr hin, neue Irrtümer in die Welt zu setzen. Nun denn – da ist mein Artikel nach Art des Erdkunde-Lexikons, und um mich nicht aus meiner Rolle als Reisender wegzustehlen, beginne ich mit der Feststellung, dass er unwiderlegbar besser ist als alle vorherigen.